

Gabrielle C. J. Couillez

Bis in die Heimat der Störche –
Faszination Abessinien

Die afrikanischen Abenteuer
des Georg Wilhelm Schimper

Unter Verwendung des Briefwechsels der Brüder Schimper und Louis Agassiz

Neben vielen fachlichen und sachlichen Büchern war meine Hauptquelle die unkorrigierte Materialsammlung aus dem Schimper'schen Nachlass, verfasst von Hans Götz, herausgegeben vom Bürgermeisteramt Schwetzingen in den Jahren von 1980 bis 1990.

Worte wie „Neger“, „Mohammedaner“, „Zigeuner“ usw. sind wie im damaligen Sprachgebrauch üblich entsprechend der Quellen auch im Roman verwandt und nicht aus rassistischen Gründen benutzt, von denen sich die Autorin ausdrücklich distanziert. Die Autorin wehrt sich damit gegen die bevormundende Zensur der Öffentlichkeit, die den Sprachschatz beschneidet und Worte, die nicht als Schimpfwort benutzt werden, als grundsätzlich negativ auslegt.

Titelbild: Fasil Ghebbi in der Region Gondar in Äthiopien

© Alexander Savin, WikiCommons

Bild Rückseite: Gedenktafel aus Bronze, F 5, 2, Mannheim

Satz & Gestaltung: Verena Kessel

ISBN Taschenbuch 978-3-86476-157-7

ISBN E-Book EPUB 978-3-86476-674-9

ISBN E-Book PDF 978-3-86476-675-6



Seit 1542

Verlag Waldkirch KG

Schützenstraße 18

68259 Mannheim

Telefon 0621-129 15 0

Fax 0621-129 15 99

E-Mail: verlag@waldkirch.de

www.verlag-waldkirch.de

© Verlag Waldkirch Mannheim, 2021

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise,
nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags.

Gabrielle C. J. Couillez



**Die afrikanischen Abenteuer
des Georg Wilhelm Schimper**

Verlag Waldkirch

Denn eben in der Verschiedenheit des Anderen
liegt der eigene Reichtum!
(Georg Heinrich Wilhelm Schimper)

Kapitel I

Jahresbeginn 1837

Von Osten her hat die Handelskarawane das Hochplateau mit der Stadt Adua erstiegen und sie blicken jetzt, gegen Abend, auf die in der bald untergehenden Sonne glänzenden Schneefelder, welche die Gipfel des Semién-Gebirges im Westen bedecken. Wilhelm fühlt sich sonderbar an die Alpen erinnert, wo doch Afrika mit seinen Geräuschen, Gerüchen und Farben überall um ihn herum ist. In seiner Brust drückt ihn die Erinnerung an daheim. Einerseits ist er froh, die ganzen gesellschaftlichen Konventionen, das Gerede der Leute, die Zwänge durch Moral und Ansehen sowie materiellen Abhängigkeiten hinter sich gelassen zu haben, andererseits fehlen ihm das Lachen und die Dispute mit seinen ehemaligen Studienkameraden. Sogar sein ewig nörgelnder Bruder wäre ihm jetzt willkommen, wenn er nur die Freude über diese Schönheiten der abessinischen Landschaft und die Vielfalt der fremden Flora und Fauna, wie auch die sonstigen Eindrücke seiner Expedition mit ihm teilen könnte. Karl würde jetzt bestimmt sein ‚Dunnerwedder noch emol!‘, ausrufen und Wilhelm ahmt dies in Gedanken an seinen Bruder halblaut nach, während er von seinem Maultier aus, im Tross der Karawane reitend, die Gegend betrachtet.

Die Stadt breitet sich am südlichen Fuße des Scholoda-Berges aus, den sie gerade umgangen haben. Zuvor kamen sie bereits an ein paar einzelnen Gehöften vorbei, welche den Schutz Aduas genießen und Wilhelm somit die Nähe dieser größeren Stadt ankündigten. Die Straße ist nicht gepflastert, aber die Häuser von Adua sind aus Stein und bisweilen sogar zwei Stockwerke hoch. Die Dächer sind mit Stroh, meist jedoch mit Schiefer oder Ton gedeckt und die Kirchen tragen große, goldene Kreuze. Diese Gegebenheiten überraschen Wilhelm hier völlig und vermitteln ihm umso mehr ein heimatisches Gefühl. Alle Gebäude sind von einer hohen Steinmauer umgeben, die einen Hofraum umgrenzt, in dem sich mehrere Strohhütten, Stallungen, Getreidemagazine und manchmal auch ein kleines Gemüsegärtchen zwischen Bäumen und Weinstöcken befinden. Am gegenüberliegenden Ende der Stadt fließt ein Bach vorbei, an dessen Ufer auf einer steinigen Ebene Markt abge-

halten wird. Ein paar Männer schlachten dort gerade eine Ziege. Auf einer erhöhten Plattform sitzt ein Marktrichter und vor ihm finden eifrige und lärmende Debatten statt, die beweisen, dass das Kaufen und Verkaufen hier des Öfteren Veranlassung zu Streitigkeiten zu geben scheint. Die Hälfte der am Markttreiben teilnehmenden Bevölkerung gehört dem schöneren Geschlecht an. Wie sie lachen und kichern, wenn sie an Wilhelm vorbeikommen! Doch sie haben nichts von der Zudringlichkeit und Frechheit oder von jener sklavischen Scheu und dem Verstecken, das er in der Vergangenheit bei den Muselmaninnen weiter im Norden Afrikas feststellen musste.

Seine Karawane, die sich nun ebenfalls auf den Marktplatz zu bewegt, wird freudig begrüßt, wobei man Wilhelm allerdings misstrauisch beäugt, was er auf seine arabische Kleidung schiebt, die er vor ein paar Tagen zum bequemeren Reisen bei subtropischem Klima gegen seinen europäischen Leinenanzug eingetauscht hatte. Er beschließt, dem keine Beachtung zu schenken und geht durch die Reihen, in die der Markt je nach feilgebotener Ware aufgeteilt ist. In einer Ecke steht das Vieh, in einer Gasse hocken auf beiden Seiten Männer, Frauen und Mädchen hinter Säcken mit Getreide, Bohnen und Erbsen. Dort ist frischer und getrockneter Pfeffer angehäuft, hier stehen Reihen von Honig- und Buttertöpfen. Kleine Spiegel, Perlen aus Venedig und Böhmen, Flacons mit schlechten Essenzen, Absinth, Glasflaschen, Trinkgläser, Steingut, minderwertige Messer und Scheren, Schreibpapier, schwarzer, weißer und roter Zwirn und Kattun in zwei Sorten sind auf großen Tüchern ausgelegt. Aber es gibt auch prächtige abessinische Stoffe, mit bunter Seide bestickte Hemden und Hosen für Damen und Schama, die Nationaltracht der Abessinier. Dies ist ein weißes Baumwoll-Umhängetuch mit rotem, breitem Streifen zu einem Preis, der für Wilhelm eine bedeutende Ausgabe wäre. Er sieht, wie die alten Maria-Theresien-Taler vom Jahre 1780 die Hände wechseln. Sie gelten hier als das einzige zuverlässige Zahlungsmittel, da Abessinien kein eigenes Geld hat. Wilhelm denkt eine Weile darüber nach, ob er sich dennoch eines kaufen sollte, denn die Ablehnung, die ihm vonseiten der Bevölkerung entgegengebracht wird, während er über den Marktplatz schlendert, verschafft ihm in seiner arabischen Kleidung inzwischen ein äußerst unbehagliches Gefühl. Vermutlich halten sie ihn eben wegen dieser Kleidung für einen Sklavenhändler, dämmert es ihm allmählich.

Während die mohammedanischen Kaufleute seiner Karawane die Waren von den Lasttieren abladen, hält Wilhelm Ausschau nach einer Unterkunft. Er will sich möglichst schnell erfrischen und umkleiden, weshalb er dazu die Männer befragt, mit denen er seit Tagen unterwegs ist und deren Spra-

che er, im Gegensatz zu der hier im abessinischen Hochland gesprochenen, einigermaßen versteht.

Wenn er hier bleiben wolle, müsse er zuerst dem Landesfürsten seine Aufwartung machen, erklärt man ihm. Wilhelm, der dazu unbedingt einen europäischen Anzug tragen will, entledigt sich gezwungenermaßen etwas abseits hinter einem Busch seiner arabischen Tracht, bevor er sich auf die Suche nach der Residenz von Fürst Ubyé in Adua macht. Diese lässt sich schnell finden, denn wie Wilhelm vermutet, muss es eines der besten und größten Häuser sein. Die weitläufige Umfriedung bietet Raum für ein großes Lager. Als Wilhelm dieses betritt, wird er von Soldaten empfangen und über eine Veranda in das Gebäude geleitet, in dem sich viele Würdenträger aufhalten. Ihre Blicke auf ihn sind trotz seiner europäischen Kleidung nicht freundlicher geworden. Alle sind weiß gekleidet, die Männer in enganliegenden Hosen, die Wilhelm an seine langen Unterhosen erinnern, die er daheim im Winter zu tragen pflegt. Also dürfte er eigentlich mit seinem hellen Leinenanzug nicht sonderlich zwischen ihnen auffallen. Aber es scheint ihm sogar, als ob man ihn noch misstrauischer als zuvor beäugen würde, wovon er auch den Fürsten nicht ausnimmt, der auf einer fast ein Meter hohen, mit einem breiten Lederstreifen überspannten Bank sitzt. Teppiche und Kissen polstern den Sitz zusätzlich und sorgen auf diese Weise, trotz der Sitzhöhe, für viel Bequemlichkeit. Fürst Ubyé und seine Gemahlin thronen auf diesem Sofa, um die Schultern ein reich bestickter roter Ornat nach Art der Türken, und blicken Wilhelm mit ernst-versteinerter Miene entgegen. Im Gürtel des Fürsten steckt ein reich verzierter Krummsäbel. Die Fürstin ist in ein Kleid aus Leder gewandet, das um die Taille von einem Gürtel gehalten wird und am Halsausschnitt reich mit kleinen Muscheln bestickt ist, die weiter im Innern Afrikas als Münze gelten sollen. Das Haar der Fürstin ist zu zahllosen kleinen Zöpfen geflochten und mit Perlen geschmückt. Sie hat wie alle abessinischen Frauen, die Wilhelm bis jetzt gesehen hat, große, dunkle Augen und zarte Gesichtszüge, die einen melancholisch edlen Gesichtsausdruck vermitteln, der auf viel Hintersinn und Intelligenz, gepaart mit tiefem Gefühl schließen lässt. Hinter dem Fürstenpaar steht ein junger Mann, der ebenfalls sehr viel Würde ausstrahlt, während er sein Amt als Oberfliegenwedler ausführt.

Wilhelm geht auf das Herrscherpaar zu und verbeugt sich zur Begrüßung, wie er dies auch in deutschen Landen vor gehobenen Persönlichkeiten tun würde. Der Haushofmeister weist ihn jedoch mit einer barschen Handbewegung zurecht, dass er sich tiefer verbeugen müsse, dafür gar auf die Knie gehen und dem Fürstenpaar die Füße küssen solle. Daraufhin spricht Wilhelm seinen Gruß in Deutsch und Arabisch aus und hofft, dass dies hierzu-

lande ebenso als Höflichkeit angesehen und freundlich aufgenommen werden würde. Glücklicherweise bedeutet Fürst Ubyé Wilhelm tatsächlich, ihm gegenüber auf dem ansonsten einzigen Sitzplatz im Raum Platz zu nehmen und lässt Tej, ein sehr dem Met verwandtes Getränk, reichen. Wilhelm, der auch über diese Gepflogenheit von dem Karawanenführer instruiert worden war, leert sein Glas in einem Zug, wie er es zuhause mit einem Schnaps tun würde, nachdem er abgewartet hatte, dass auch der Fürst und die Fürstin ihr Glas an die Lippen setzen. Doch zu seinem Erstaunen trinkt Fürst Ubyé in kleinen Schlucken und Wilhelm fühlt sich jetzt unter den ernsten und misstrauischen Blicken aus den großen, runden Augen der Umstehenden und dem leeren Glas in der Hand noch weit ungemütlicher als zuvor. Hinzu kommt, dass er die Sprache, das Tigrinisch, nicht versteht und darum kein Gespräch zwischen dem Herrscher und ihm in Gang kommen will. Wilhelm vermutet zwar, dass Fürst Ubyé durchaus des Arabischen mächtig ist, dieses aber aus irgendeinem Grund nicht sprechen möchte. So gibt Wilhelm aus eigenem Antrieb eine kurze Erklärung über seine Herkunft und den Grund seines Aufenthaltswunsches in Abessinien in arabischer Sprache ab, ohne eine direkte Antwort zu erhalten.

Die Fürstin, eine Frau mit haselnussbrauner Haut und entgegen dem europäischen Maßstab dennoch von elegant wirkender Schönheit, nickt nur huldvoll angesichts Wilhelms Fauxpas. Und der Fürst, etwa zehn Jahre älter als Wilhelm, braunhäutig, aber mit den hier verbreiteten feinen semitischen Gesichtszügen und ebensolchem schlankem Körperbau, wiegt ebenfalls einzig seinen Kopf. Dann weist er zwei seiner Wachen an, Wilhelm zu einem leerstehenden Haus in der Nachbarschaft zu geleiten, welches er nun offenkundig als seinen Wohnsitz ansehen darf. Zunächst hat Wilhelm in deren Begleitung das bange Gefühl, nicht mehr Herr seines eigenen Willens zu sein. Besonders, da die Wachen in der Umfriedung des Gebäudes, das zu seinem neuen Zuhause bestimmt wurde, sitzen bleiben. Aber schließlich lassen sie ihn nach einer ersten Inaugenscheinnahme des Hauses ungehindert zum Marktplatz zurückkehren und Wilhelm befürchtet nicht länger, ein Gefangener in der Fremde zu sein. Er lässt sein Gepäck von einem der Kameltreiber zu seinem neuen Heim bringen, prüft alles auf seine Vollständigkeit, bezahlt den Mann und geht nochmals zum Markt, um sich ein paar Lebensmittel und nun doch auch eine abessinische Schama zu besorgen. Einen Diener, der für ihn auch ein Bindeglied zur Bevölkerung und dem Verständnis ihrer Kultur wäre, kann er jedoch nicht finden. Keiner der Abessinier ist bereit, diese Aufgabe zu übernehmen. Wilhelm konnte noch nicht einmal bis zu den Lohnverhandlungen vordringen.

Als Dank für die Unterkunft und freundliche Aufnahme in der Provinz Tigré möchte Wilhelm dem Herrscherpaar ein angemessenes Geschenk aus seiner Heimat überreichen. Dazu durchforscht er seine Expeditionskisten. Mit der schweren Kirchenglocke, die Eduard Rüpell Ubyé vor fünf Jahren schenkte, wird er ohnedies kaum mithalten können. – Sein Gewehr will er nicht hergeben. Dies ist ihm zu wertvoll, da er es selbst braucht. Aber er findet neben Tabakpfeifen, Taschenmesser und einem kleinen Koffer mit ärztlichem Gerät noch zwei Pistolen, die Herr Ritter von Laurin ihm aus dem Nachlass von Dr. Wiest, seinem plötzlich verstorbenen Expeditionspartner, aus Kairo geschickt hatte, weil er meinte, Wilhelm könne diese nötiger gebrauchen als Wiests Eltern in Deutschland. Als passendes Geschenk für die Gemahlin des Fürsten entnimmt er seinem Gepäck einen Seidenschal, den er auf seiner Reise durch Ägypten erstanden hatte.

„Welch ein Glück!“, atmet Wilhelm auf, denn mit bunten Glasperlen, Knöpfen und dem üblichen Kleinkram, welchen man den Forschungsreisenden als Geschenk für die „Wilden in Afrika“ empfiehlt, hätte er das Adelshaus von Adua nicht beeindrucken können. Auch wenn die Menschen hier in einfachen Hütten hausen und ein ebensolches Leben führen, kann er sie nicht auf gleiche Stufe mit den beinahe Nackten stellen, die er abgeschiedener von der Christenwelt in Urwäldern oder Steppen vermutet.

„Herr Ritter von Laurin ist ein vorausschauender Mensch, auf den man sich auch noch verlassen kann, wenn alle Welt einen anklagt, dass man nicht genügend auf seinen Reisegefährten geachtet hätte, und ich muss ihn mir unbedingt als Kontakt mit der Zivilisation erhalten“, spricht Wilhelm mit sich selbst aus dem Bedürfnis heraus, auch wieder einmal seine eigene Sprache zu hören. „Kein schöner Land in dieser Zeit“, beginnt er sodann mit seinem lauten Bariton zu singen, „als hier das uns're weit und breit, wo wir uns fi-inden wohl unter Li-inden zur Abendzeit! Wo wir uns fi-inden wohl unter Li-inden zur Abendzeit!“ Als Antwort auf die neugierigen Blicke der Wachen durch sein Fenster lässt er auch noch fröhlich aus vollem Halse die restlichen Strophen folgen, während er eine Pistole nimmt, um diese zu reinigen und zu prüfen.



Der Fürst und die Fürstin freuen sich sehr über die Geschenke, wie Wilhelm am Strahlen der großen schwarzen Augen seiner Gastgeber erkennen kann. Er muss dem Herrscher dann auch genau zeigen, wie die Pistole zu handhaben ist. Ein paar Probeschüsse im Hof seiner Residenz dürfen nicht fehlen und plötzlich kann Fürst Ubyé sogar fließend Arabisch sprechen.

Es wird wieder Tej gereicht, als die beiden Männer sich, jeder auf einer Angareb, jener Bank in der Empfangshalle, gegenüber sitzen. Nachdem Wil-

helm sein Glas erneut in einem Zug leert, meint der Fürst lachend zu ihm, warum er das Getränk nicht genießen könne.

Verlegen entgegnet Wilhelm, dass ihm dies so von den Karawanenführern geraten worden sei.

„Was wissen denn diese verfluchten Türken von unseren Sitten“, lacht Fürst Ubyé laut heraus. „Das Gegenteil ist der Fall, denn wir trinken den Tej langsam und nie viel!“

„Die Türken und Araber sind in Eurem Land wohl nicht sehr beliebt?“, hakt Wilhelm nach. „Ist dies auch der Grund, warum ich bei meiner Ankunft mit der Karawane etwas kühl von der Bevölkerung Aduas beäugt wurde?“

„Möglich“, lächelt der Fürst. „Erschwerend kommt hinzu, dass Sie sich nur in Arabisch verständlich machen können.“

„Darf ich nach dem Grund der kühlen Distanz fragen? Schließlich treiben Eure Hoheit auch Handel mit ihnen.“

„Der Grund ist ganz einfach zu erklären, Hakim Schimper“, erwidert Fürst Ubyé in einer ernsten Nüchternheit, die Wilhelm aufhorchen lässt. „Der Sultan von Ägypten trachtet nach den Gebieten Abessiniens, seine Glaubensgenossen rundum nach unserer Bevölkerung, um sie zu versklaven, und die Imane nach unserer Seele! Denn in diesem Land sind die meisten Menschen Christen, wie Sie an dem blauen Band sehen können, das wir als Zeichen um unseren Hals tragen.“

„Bin ich denn in Eurem Land willkommen, Hoheit?“, stellt Wilhelm nun die Frage, die ihm bereits seit seiner Ankunft in Adua auf dem Herzen liegt.

Der Fürst schweigt und nippt an seinem Glas. Dann räuspert er sich und sagt: „Das kommt darauf an, in welcher Funktion Sie gekommen sind. Sind Sie wirklich nur ein Hakim, der unsere Natur erforscht? Oder erforschen Sie Wege, über welche sodann eine Armee geschickt wird? Sie sagen, Sie seien kein Engländer, sondern ein Deutscher. Was ist der Unterschied?“

„Die Engländer sind ein völlig anderes Volk mit einer anderen Sprache und einem anderen König und von unserem Land durch ein Meer, größer als das Rote Meer, getrennt.“ Wilhelm ist erleichtert, dass ihm noch das Argument mit dem Meer eingefallen ist, denn dies müsste dem Fürsten einleuchten, da dieser ja auch nicht mit einem Araber in einen Topf geworfen werden will.

Ubyé scheint auch tatsächlich darüber nachzudenken, nickt dann leicht mit dem Kopf nach hinten, was Wilhelm als Ablehnung deutet, weil bei den Arabern diese Geste als ein Nein gilt.

„Ich bin Arzt und Naturforscher und sonst nichts“, fügt Wilhelm darum jetzt an. „Alles was ich möchte, ist, meinem Volk daheim die Welt zu erklären, die Vielfalt von Gottes Schöpfung zu zeigen, die Quellen des Nils

zu finden, vielleicht neue Gerüche und Geschmäcke zu entdecken, andere Sitten, Gebräuche und Ansichten kennenzulernen, bessere Heilmittel finden – Völker zu verbinden und nicht zu trennen!“

„Was hindert Sie daran?“

„Die Meinung der hiesigen Menschen über mich. Die Tatsache, dass keiner für mich arbeiten will, um mir zu kochen, mich in der Landessprache zu unterrichten, mich auf Wanderungen zu führen oder Botengänge für mich zu machen. Und es hindert mich die Tatsache, dass Eure Hoheit denken, ich bräuchte Wachen.“

„Die Wachen sind zu Ihrem Schutz da“, erwidert der Fürst bestimmt.

„Eben.“ Wilhelm ist über diese Anordnung der Obrigkeit nicht gerade begeistert und lässt sich dies auch anmerken, wobei er einen weiteren Schluck Tej nimmt. „Ich bräuchte Diener, nicht Wachen“, fügt er schließlich wieder mit freundlicher Gelassenheit an.

Zu seiner Überraschung antwortet der Fürst, nachdem er ihm lange mit einem verhaltenen Nicken in den Nacken in die Augen gesehen hat:

„Sie können in meinem Land forschen, so viel Sie wollen. Und Sie können bleiben, so lange Sie wollen. Aber die Wachen bleiben ebenfalls. – Morgen schicke ich Ihnen ein paar Diener. Suchen Sie sich den passenden aus.“



Nachdem Wilhelm endlich seinen eigenen Diener hat, lernt er schließlich recht schnell, dass das Nicken in den Nacken unter den Abessiniern ein Ja bedeutet. Dieses Volk scheint wahrhaft das Gegenteil der Araber zu sein, denkt sich Wilhelm und muss sich nun wieder an ganz neue Gepflogenheiten gewöhnen. Da sein Diener Tafari – was so viel bedeutet wie derjenige, den Gott inspiriert – zudem kein Arabisch kann, bleibt Wilhelm nichts anderes übrig, als die Landessprache Tigrinisch zu lernen, so er länger in Abessinien verweilen möchte. Und das möchte er auf jeden Fall. Denn in diesem Land waren Europäer bisher eine Seltenheit und sollen es nach Ansicht seiner Herrscher auch weiterhin bleiben, wodurch ihm somit eine ganz besondere Gunst zuteil wird.

Bei dem Redeschwall, den sein junger Diener über ihn bei jeder Gelegenheit ergießt, glaubt Wilhelm tatsächlich schon beinahe, dass dieser von Gott inspiriert sein müsse, weil ein Mensch unmöglich von sich aus derartig viele Worte um eine Sache machen könne. Nach Kräften bemüht sich Wilhelm tagelang aus dem Silbenbrei einzelne Worte herauszuhören, die er bereits Gegenständen oder Tätigkeiten zuordnen kann, was ihm bei dem Redefluss Tafaris ungemein schwerfällt und weshalb sich seine Sprachkenntnis nur langsam erweitert.

Die ersten Ausflüge in die nächste Umgebung unternimmt Wilhelm noch alleine. Auch deshalb, weil er es genießt, nur für sich zu sein, nicht angesprochen und in seinen Gedankengängen gestört zu werden. Seit sich unter der Bevölkerung die Nachricht verbreitet hat, dass er Arzt ist, hat er im Hause keine Ruhe mehr. Ständig kommen Leute, die medizinischen Rat oder Medikamente wollen. Selbst einige Geistliche und Schriftgelehrte besuchen ihn, um Glaubensansichten zu diskutieren. In diesem Fall konnte er sich ganz gut mit mangelnder Sprachkenntnis aus der Affäre ziehen, denn er will unbedingt vermeiden, es sich mit irgendeiner Größe im Land durch eine unpassende Bemerkung zu verscherzen.

Zu Fuß und zu Pferd, das Wilhelm als eines der ersten Luxusgüter auf dem Markt erstanden hat, streift er in der Umgebung umher, um botanische Beute zu machen. Er besteigt den Scholoda, einige Höhen des Plateaus von Aksum, reitet zu den Ruinen der mittlerweile aus dem Land vertriebenen Jesuiten bei Fremona und zur Abtei Aba Gerima am Fuße des Berges Semaiata. Dort sprudelt in einem dichten Hain mit schönen Palmengruppen eine Quelle, welche angeblich Wunder vollbringt. Als die alte Glocke läutet, folgt Wilhelm ihrer Aufforderung und betritt die Kirche, wo man ihm neben anderem geistlichen Schwindel einen halbverschütteten Eingang zu einem unterirdischen Gemach zeigt, von dem aus ein Gang direkt nach Jerusalem führen solle.

Die zoologischen Beobachtungen haben ebenfalls etwas sehr Beruhigendes für Wilhelm und er verweilt stets länger, wenn er an einem Bach rastet, um beispielsweise eine kleine Fischotterart bei ihrem fröhlichen Spiel zu betrachten. Wasserstellen sind ohnehin die besten Plätze, um die Tierwelt zu belauern. Dies lässt sich auch leicht beim Angeln bewerkstelligen, wenn er auf der Jagd nach einer besonderen Spezies unter dem Wassergetier bewegungslos ausharrt. Da bekommt er dann schon einmal Besuch von graziilen Böcken, Stachelschweinen, Honigdachsen, Erdferkeln und sogar, wenn er die Zeit vergisst und bis in die Abendstunden bleibt, Hyänen. Als er eine Gruppe Störche entdeckt, die sicherlich auf dem Weg an den Oberrhein in seiner Nähe an einem Bach eine Rast einlegt, wird ihm doch das Herz schwer und er nimmt sich vor, am nächsten Tag einen Brief an seinen Bruder Karl zu schreiben, damit man ihn in der Heimat nicht vergisst.



Schon länger plant Wilhelm einen Ausflug nach der alten Hauptstadt der Abessinier, nach Aksum zu machen und er wird diesen nicht ohne seinen Diener Tafari unternehmen, auch wenn der ihm wegen seiner Jugend nicht viel Erfahrung in Bezug auf die Heilkraft der zu entdeckenden Pflanzen bieten kann, welche Wilhelm aufgrund des stetigen großen Andrangs von

Patienten in seinem Hause gerne nutzen möchte. Seine eigenen Vorräte an Arzneien sind auf ein Minimum geschrumpft, sodass es dringend nötig wäre, seinen Bestand wieder aufzufüllen. Doch neben diesem gibt es natürlich den Grund der Forschung, weshalb er seinen Radius um Adua vergrößern möchte und dafür braucht er einen Mann, der sich in der Region Tigré gut auskennt, gleichgültig welchen Nutzen ihm dieser ansonsten noch bringen kann. Denn auf dem vulkanischen Boden Abessiniens hatte Wilhelm die letzten Wochen mit großen Schwierigkeiten bei der Benutzung magnetischer Instrumente zu kämpfen. Eine allgemeine Abweichung lässt sich aus seiner Sicht auch nicht bestimmen, die man dann mit in die Koordinaten einrechnen könnte. Für jede Lokalität erhielt er verschiedene und sogar ungleiche Abweichungen der Kompassnadel für ein und denselben Punkt. Zuweilen war die Inklination derart heftig, dass die Nadel gar nicht spielte. Selbst wenn er Felsen und unebenes Terrain darum meidet – seine Boussolen sind in dieser Region unbrauchbar.

Am Morgen reiten sie mit zwei Packpferden und den beiden Wächtern im Schlepptau, die laut Fürst Ubyé für eine ungestörte und sichere Reise sorgen werden, in westlicher Richtung über den Asam und Maïcoca-Fluss, was rauschendes Wasser bedeutet und dessen tiefes Bett mit niedrigen Feigensträuchern und einigen Akazienbäumen umsäumt ist. Die Gegend ist während der ersten Hälfte des Weges nicht besonders ansprechend. Das fast baumlose, nur teilweise kultivierte Hügel land, das von mehreren dem Asam zufließenden Wildbächen durchfurcht ist, senkt sich allmählich bis zum Fuß des Plateaus von Aksum, das 800 bis 1000 Meter über Adua liegt. Die Plateau-Kante ist ziemlich steil und an einigen Stellen mit Büschen, mannshohem Gras und Kronleuchter-Euphorbien bewachsen. Ehe sie die Hochfläche erreichen, passieren sie ein Stück sumpfigen Wiesengrund mit hohen Binsen, auf denen sich Scharen von langschwänzigen Finken wiegen. In etwa einer Meile Entfernung dehnt sich die Stadt aus und Tafari überschreitet den Bach, der das Sumpfland nährt, um mit den beiden Wächtern ihr Lager auf der von nun an trockenen Wiese aufzuschlagen. Von der Wanderung und der Organisation ihres Zeltplatzes mit dem Bau einer provisorischen Reisighütte für die drei Abessinier und ihre Effekten schließlich erschöpft, nimmt sich Wilhelm den Besuch der alten Krönungsstadt und seine obligatorische Aufwartung bei dem hier ansässigen kaiserlichen Beamten erst für den nächsten Tag vor. Er hätte nicht gedacht, dass ihm der ständige Aufenthalt in der großen Höhe des Landes derart an die Substanz gehen könnte und freut sich darum sehr, dass der Nebre'id, der Oberste der hiesigen Geistlichkeit, ihm zur Begrüßung in seiner Stadt zwei Töpfe Honigwein bringen lässt.

Gut durch ein über dem Lagerfeuer gebratenes Stück Steinbock gestärkt und leicht benommen vom Tej kriecht Wilhelm schließlich unter das Spitzdach seines Zelttes. In der Ferne leuchten die weißen Kronen auf den Gipfeln des Semién-Gebirges im Schein des aufgehenden Mondes und das Plätschern des nahen Baches lullt ihn in den Schlaf. Doch mitten in der Nacht wird er unvermittelt durch ein lautes Donnern geweckt, das sich noch einige Male zusammen mit heftigen Blitzschlägen wiederholt. Zunächst ist Wilhelm beunruhigt, aber letztendlich legt er sich unter dem anschließenden gleichmäßigen Trommeln der Regentropfen auf das Zeltdach erneut zur Ruhe. Schließlich ist er durch eine doppelte Leinwand vor dem Nass geschützt und der Graben, den er rund um das Zelt ausgehoben hat, wird das Wasser ableiten, damit es nicht in das Zelt hineinläuft. Es ist nur ein kurzes Gewitter, denn die Regenzeit hat noch lange nicht begonnen, denkt er noch und ist auch schon wieder eingeschlafen.

Als er im tiefsten Schlaf ist, schreckt Wilhelm jedoch auf. Sein Herz rast wild und er fühlt sich wie lebendig begraben in einem nassen, dunklen Loch. Kalt und schwer liegt die Zeltleinwand auf seiner Brust, seinen Beinen, Armen und dem Gesicht, wobei das Wasser aus dem triefenden Gewebe, welches ihn beinahe erstickt, über seine Wangen rinnt. Er versucht sich auf den Bauch zu drehen, um zum Zelteingang zu robben, der sich einst an seinem Fußende befand. Aber es ist ihm schier unmöglich, sich zu bewegen und aus dem zusammengestürzten Zelt zu befreien. Hinzu kommt die Schwierigkeit mit dem nassen Zelttuch auf dem Gesicht zu atmen. In der Hoffnung, dass Tafari oder einer der fürstlichen Soldaten keinen derart guten Schlaf wie er hat, schreit Wilhelm unter größter Anstrengung gegen das Donnerrollen an. Doch es dauert lange – sehr lange, bis endlich jemand die Zeltplane über ihm anhebt und er das Gesicht seines Dieners erkennen kann, der ihn mit besorgter Miene anblickt und dessen Redeschwall ihm ausnahmsweise höchst willkommen wie Musik in den Ohren klingt. Sechs Hände ziehen und zerren daraufhin an ihm und dem nassen Zeltstoff und befreien ihn aus dem, was bis zum Morgen sicherlich sein nasses Grab geworden wäre. Als Wilhelm endlich wieder auf seinen Füßen steht, müssen sie ihn zunächst stützen, da der Schreck und die gerade erst überwundene Atemnot noch immer seine Glieder lähmt. Nachdem Wilhelm etwas Luft geschöpft hat, beruhigt er den aufgeregten Tafari, dessen Fragen über sein Befinden und Selbstvorwürfe wegen seiner eigenen mangelnden Sorge um seinen ausländischen Hakim jetzt auf ihn niederprasseln. Während unaufhörlich die grellen Blitze zucken und es noch immer wolkenbruchartig regnet, sammelt Wilhelm sodann noch hastig seine wichtigsten Gegenstände aus seinem ehemaligen Zeltinnern auf. Inzwischen ist der Bach weit über das Ufer getreten und die Wiese ist wie

ein Schwamm mit Wasser vollgesogen, weshalb die schweren, metallenen Zeltstangen ihren Halt im Untergrund verloren hatten. Gottlob haben sie noch die Reisighütte, die zwar auch nicht dicht ist, aber doch etwas Schutz vor dem Unwetter bietet. Trotzdem ist die Nacht wenig erholsam, auch wenn die am Morgen strahlend aufgehende Sonne bald alles wieder trocknet.

Gegen Mittag macht Wilhelm sich in Begleitung seiner Männer auf, dem Nebre'id seinen offiziellen Besuch abzustatten und spaziert über die Stelenfelder der Stadt, die allein schon Zeichen für die ehemals große Geschichte Aksums sind, von deren Glanz jedoch leider nicht mehr viel zu sehen ist. Die mitunter griechischen und ägyptischen Schriftzeichen auf den steinernen Zeitzeugen beginnen zu verwittern und unleserlich zu werden. Viele der Stelen sind umgestürzt oder gar zerbrochen. Aus einem rechteckigen Block ist eine Art Opferaltar gebaut, von dem eine Rinne wegführt. Er scheint aber nicht mehr als solcher genutzt zu werden. Mitten durch den von bodendeckenden Pflanzen überwucherten Platz führt ein gepflasterter Weg, dem Wilhelm folgt und zu einer sehr breiten Treppe kommt, die auf eine fünfzehn Fuß hohe Doppelterrasse führt. Dort steht er dann vor einer alten Kirche. Der Zinnen bewehrte, rechteckige Bau ist allerdings ebenfalls in einem bedauernden Zustand.

An der Außenmauer stehen zu seinem Empfang einige weißgekleidete Priesterschüler bereit, die den für sie exotischen Deutschen schon erwarten. Nach ihrer Auskunft ist diese Kirche seit Jahrhunderten die Krönungsstätte des Negus, des Kaisers von Abessinien, der stets aus der direkten Blutlinie des jüdischen Königs Salomo stamme.

Wie lange sie denn nun schon derart zerstört sei, will Wilhelm daraufhin von den jungen Männern wissen, und sie sind sich einig, dass dies schon etwa seit 300 Jahren so wäre. Die Schuld geben sie alleine den Türken, die die Krönungskirche bei ihrem Einfall ausplünderten und niederbrannten.

Möglich, dass dies der Wahrheit entspricht und das Gotteshaus früher von Gold und Silber gefunktelt haben soll, weshalb die Türken sich an ihm vergriffen, denkt sich Wilhelm. Denn es ist nichts mehr von der Kirche übrig als vier nackte Wände, an denen er bereits von außen die Spuren der Plünderung ebenso erkennen kann, wie die unfachmännischen Flickarbeiten, welche das Gebäude vor dem vollständigen Einsturz bewahren sollen. So ist auch das einstige Gewölbe nur durch ein Dach aus Balken und Zement ersetzt worden. An der südwestlichen Ecke steht ein viereckiger Turm, der kaum höher ist als das platte Kirchendach. Aber die Glocken sind nicht im Turm, sondern in einem niedrig gemauerten Aufbau mitten auf dem Dach, der von einem vielstrahligen koptischen Kreuz gekrönt ist.

Der Nebre'id von Aksum ist einer der höchsten Geistlichen Abessiniens, weshalb er den deutschen Hakim, um seine Macht zu demonstrieren, zur Audienz in die Kirche bestellt hat. Viele weißgekleidete Männer empfangen ihn darum unter dem Porticus, der von vier Säulen getragen wird und von dem drei Eingangstüren ins Innere führen. Vor Betreten der Kirche muss Wilhelm wie alle anderen seine Schuhe ausziehen und barfüßig gehen. Eine große Anzahl Knaben geleiten den angekündigten Hakim nun durch spalierstehende Priester hinein zum Nebre'id. Dieser sitzt in Ehrfurcht gebietender Haltung in der Ecke der Vorhalle, die mit schönen Teppichen ausgekleidet und mit Polstern belegt ist. Wilhelm lässt sich gegenüber dieses Würdenträgers auf einem der Teppiche nieder und wohl die gesamte Priesterschaft Aksums mit etwa 500 Köpfen tut es ihm gleich und gruppiert sich um den Nebre'id und seinen fremden Besucher. Wenn er es nicht besser wüsste, würde Wilhelm annehmen, doch noch in Mekka angekommen zu sein und sich mitten in einer mohammedanischen Versammlung zu befinden, denn die Männer tragen allesamt einen hohen, weißen Turban. Der Nebre'id selbst hat zudem um die Schultern einen blauen, goldverzierten Mantel hängen.

Während die etwa einhundert barhäuptigen Knaben im Hintergrund mit gedämpften Stimmen Psalmen singen, wandern Wilhelms Augen zu der großen Goldkrone eines früheren abessinischen Kaisers, die neben dem kirchlichen Würdenträger auf einem Podest steht. Sie ist ringsum mit einer Unzahl bunten Steinen besetzt und mit Bildern verziert. Zur Seite des Nebre'id, der in der Hand ein mächtig dickes Goldkreuz hält, stehen jüngere Priester, von denen der eine ihm mit einem Fächer Luft zufächelt, während der andere einen baumwollenen Schirm über sein Haupt hält. Die Unterhaltung will nicht so recht in Gang kommen, da Wilhelm noch kaum der Landessprache mächtig ist. Aber einer der ihm am nächsten stehenden Priester, der ebenso reich gekleidet ist, spricht Arabisch und fungiert als Dolmetscher. Wilhelm nutzt die Gelegenheit zur Überreichung eines Geschenkes, um das Wohlwollen des Nebre'id zu belohnen. Viel hat er allerdings nicht zu bieten, was wenigstens etwas beeindrucken könnte – außer seinem Regenschirm, den er nach dem nächtlichen Unwetter heute vorsichtshalber mit auf seine Exkursion in die Stadt genommen hat. Also überreicht er diesen neben ein paar deutschen Kreuzern und erntet tatsächlich ein sehr erfreutes Lächeln vom Nebre'id, der dem Schirm tragenden Priester zu seiner Seite sogleich Anweisung gibt, den Baumwollbespannten gegen den Schwarzseidenen des Ausländers auszutauschen.

Die Rede kommt auf die viel beschworene Bundeslade, welche sich angeblich in Aksum, das sich darum des stetigen Besuches vieler Pilger erfreut, befinden solle und Wilhelm fragt, ob er sich diese besehen könne.

„Oh, nein!“, wiegelt der kaiserliche wie auch kirchliche Beamte höchst freundlich ab und lässt Wilhelm erklären, dass nur er selbst die Bundeslade sehen dürfe. Noch nicht einmal die übrige Priesterschaft hätte den Zugang zu ihr und keiner außer ihm wisse, wo in der Kirche sie aufbewahrt würde.

„Ja befindet sie sich denn noch in dieser Kirche“, will Wilhelm nun wissen. „Dieses Gotteshaus scheint mir für einen derartigen Schatz gar nicht sicher genug. Haben die Türken bei der Plünderung der Kirche die Bundeslade nicht etwa entwendet oder zerstört?“

„Dann wäre sie wohl kaum noch hier in Aksum“, lächelt der Nebre'id salbungsvoll. „Und außerdem gestattet Gott keinem Ungläubigen, die Bundeslade zu sehen. Sie wird von ihm stets den Blicken Unwürdiger entzogen. Inzwischen habe ich sie aber in die Metropolitankirche bringen lassen, wo wir morgen einen Gottesdienst zu Ihrem Seelenheil, Hakim Schimper, halten werden.“

Mit dieser sicherlich nicht ganz der Wahrheit entsprechenden Antwort wollte sich der Kirchenmann wohl weiterer unangenehmer Fragen durch den allzu neugierigen Besucher entziehen. Aber Wilhelms Wissendurst ist noch nicht gestillt.

„Was, wenn Ihnen ein Unglück widerfährt? Woher soll Ihr Nachfolger wissen, wo die Bundeslade mit den Gesetzestafeln, die Gott Moses übergeben hatte, verborgen ist?“, hakt er nach.

Da zieht der Nebre'id an der blauen Schnur um seinen Hals und holt ein daran hängendes Amulett hervor. „Darin sind die genauen Instruktionen für meinen Nachfolger enthalten, die dieser nach meinem Tod erhält“, bekräftigt er, und Wilhelm behält den Gedanken für sich, dass es sich damit um die Anweisungen für das Vorgaukeln falscher Tatsachen handeln werde, und dass sich außerdem ein Dieb bei einem Raub ebenfalls leicht dieses Amulettes bemächtigen könne. In einem Land, in dem sich in jeder Kirche eine Nachbildung der Bundeslade befindet, macht es jedoch keinen Sinn, Unsinniges beweisen zu wollen, solange die Mächtigen ihren Nutzen daraus ziehen, der in den Spenden der Gläubigen und den Einnahmen aus der Versorgung vieler Pilger fußt.



Wer in einem fremden Land reist, um die Lebensart eines Volkes kennenzulernen, sollte Land und Leute nicht aus der Warte eines Gebildeteren oder Zivilisierteren von oben herab betrachten, nur weil es ihm möglich ist, einen anderen Kulturkreis zu bereisen, dessen Bewohner im Gegenzug solches nicht tun können. Dieser Gedanke ist schon seit Beginn seiner Forschungen Wilhelms Philosophie. Neben der Notwendigkeit der Verständigung versucht er ebenfalls aus diesem Grund stets die Sprache des Volkes zu erler-

nen, in dessen Lebensraum er eindringt und für längere Zeit bleiben möchte. Über die Jahre hat er festgestellt, dass man durch den Aufbau der Sprache am besten lernt, die Denkweise eines Volkes zu verstehen. Und die Denkweise vermittelt die Grundhaltung der Menschen, ihre Sicht auf die Welt um sie herum und ihren Platz darinnen. Wer diese Sicht ändern will, weil er es meint besser zu wissen und damit besser zu machen, stört allerdings den gesamten Lebensrhythmus dieser Menschen, was zum Verlust ihres Lebenssinns und –zwecks führt und letztendlich nur Not und Elend bringt. Wilhelm hat dies schon viel zu oft gesehen. Ob es nun die Truppen Napoleons in seiner Heimat waren, die Fremdenlegion in Algerien, die Türken oder die Engländer in von ihnen eroberten Gebieten, die Sklavenfänger oder die Missionare der verschiedensten Religionen. Selbst wenn Wilhelm einiges bei einem Besuch noch so unsinnig, abstrus und nichtsnutzig erscheint, beherrscht er sich darum, nicht wie ein Schulmeister aufzutreten. Sollte ein Erdenbürger anderer Kultur sich etwas von ihm abschauen, weil er das Gebaren des deutschen Hakims von sich aus für vorteilhafter hält, so ist dies eine andere Sache. Und weil auch er nicht für alles eine Lösung oder Antwort hat, ist ihm respektvoller Umgang sehr wichtig. Es liegt Wilhelm ferne, sich über Geschautes und Erlebtes gegenüber den Einheimischen lustig zu machen. Denn schließlich ist er in dieses Land gekommen, um seine Besonderheiten zu entdecken, unbekannte Abenteuer zu bestehen und davon den Kurpfälzern daheim zu berichten. Was wäre seine Arbeit, wenn alle Menschen nach der gleichen Gewohnheit leben würden!

Außerdem ist er nur Gast und auf das Wohlwollen der Herrscher angewiesen. Auch aus diesem Grunde ist es für Wilhelm selbstverständlich, am nächsten Tag frühmorgens nach Sonnenaufgang um sechs, bekleidet mit einer Schama zur Metropolitankirche zu gehen, wo der dort angestellte Klerus im Ornat und mit Musik für Wilhelm einen feierlichen Gottesdienst begehen will. Diese Ehre und Auszeichnung wird er natürlich wie erwartet entsprechend mit ägyptischen Piastern belohnen müssen, aber er kommt so zu einem noch nie von einem Deutschen erlebten Ereignis. Denn trotz der Zugehörigkeit zum Christentum, wird hier ein völlig anderer Ritus gefeiert, der bereits beim Betreten der Kirche mit dem Küssen des Türpfostens beginnt. Weihrauchduft erfüllt das Innere des Gotteshauses und die kirchlichen Zeremonienmeister schlagen nach den Lesungen aus der Bibel ihre Pauken. Dann beginnen sie zusammen mit den Priestern zu singen und ihre Rasseln zu schwingen, was wegen der Lautstärke und einem anderem Verständnis von Harmonie für Wilhelm nicht gerade ein Ohrenschauspiel ist. Drei Stunden währt die Messfeier, während der allerdings, entgegen seinen Erwartungen, die Kommunion nicht wie bei den Katholiken ausgeteilt wird, sondern wie

bei den Protestanten das Abendmahl. Mit einem Löffel flößt man Wilhelm aus einem Messingkelch einen Aufguss von getrockneten Weintrauben oder Rosinen ein, weil man in diesem Teil der Welt keine Ahnung davon hat, wie Wein gemacht wird. Ein Stück einer Galette wird ihm dazu gereicht, welche vom feinsten weißen Mehl nur durch die Hand von Männern gebacken ist. Kein Weib darf das Korn berührt haben oder zubereiten, was Wilhelm auch hier zeigt, dass die Frauen wie überall in Afrika einen niederen Rang haben. Dabei hat der hiesige äthiopisch-orthodoxe Glauben, wie Wilhelm feststellt, viel mit der Jungfrau Maria zu tun, die sehr verehrt wird. Die Bundeslade mit den ominösen Gesetzestafeln spielt natürlich auch eine Rolle. Nach der Erzählung habe Josef die Krönungskirche als Erinnerung daran erbaut, dass die Jungfrau Maria mit dem Jesuskind hier auf ihrer Flucht vor Herodes vorbeigekommen wäre. Später habe Menelek, der Sohn des jüdischen Königs Salomo und der abessinischen Königin von Saba, hier in Aksum die Bundeslade mit den Gesetzestafeln versteckt, nachdem sie aus dem Palast Salomos geflohen waren. – Diese ganze Anhäufung von besonderen Ereignissen, die historisch nicht ganz zusammenpassen, ist für Wilhelm kein Beweis der Wahrheit. Aber da die Abessinier derart fromm daran glauben, will er dies respektieren und nimmt den Segen der Priester entgegen, die Wilhelm allesamt am Ende der Messe durch ihre Reihe wie durch ein Spalier gehen lassen, wo er ihre Hände und Ärmel zum Dank dafür küssen muss.



Die Nacht war recht kalt und Wilhelm fragt sich, wie seine Garde diese verbracht hat, nachdem die abessinischen Männer nur mit ihrem armseligen Manteltuch, welches ihnen als Decke dient, am Feuer geschlafen haben. Ihm selbst wäre das Goari, wie die Einheimischen diesen Umhang nennen, sogar in der Reisighütte zu dünn als Schlafdecke gewesen.

Wilhelm verharrt einen Moment und atmet tief die frische Morgenluft ein, während er hinunter auf ihren nun verlassenen Lagerplatz blickt. Als letzter in seiner Karawane auf dem schmalen Bergpfad kann er sich dies erlauben, ohne gleich den ganzen Tross mit Pferden und Gepäckkisten aufzuhalten. Binnen kurzem haben sie den Talabhang erklimmt und befinden sich wieder auf dem Hochplateau, wo ihm die Aussicht erst recht den Atem raubt. Eine herrliche Morgensonne beleuchtet ein wunderbares Panorama, das sich hier vor seinen Augen entfaltet. Die Täler des Semiéngesirges liegen noch in tiefem Nebel, auf den die dunklen, purpurnen Schatten ihrer Gipfel fallen. Gleich einem dampfenden Meer fließen die weißen Dünste um diese Zacken und Kegel herum, wobei die Nebelschwaden eine horizontale Fläche bilden, die leicht vom Winde bewegt die Flusstäler, Schluchten und Abhänge von den riffartigen Kanten der Hochebenen an abwärts füllt. Die Taleinschnitte

mögen oft an die tausend Fuß Tiefe haben, die man unterhalb dieser „Meeresoberfläche“ nur erahnen kann. Dabei sind sie zuweilen so eng, dass ein Schrotschuss hinübertragen würde. Süßgräser, die im Herbst weißgeflockte Ähren tragen werden, und Kakteen gedeihen hier und da. Bäume sieht Wilhelm eher selten. Umso verwunderter ist er, dass er in dieser Höhe noch auf Seifenbäume und Büschelmais stößt, den die Bevölkerung wegen des Mehls anbaut, das sie aus den in Kolben wachsenden Hirsekörnern gewinnt und über die sich hier Hunderte von Dscheladas hermachen – wie seine Begleiter in ihrer Sprache die Paviane mit nackter, blutroter Brust nennen. Die noch kleinen Affenkinder sind ein netter Anblick, wie sie spielend herumtollen und darin mit ihrem kurzen Haarkleid schon beinahe Menschenkindern ähneln, während die großen mit ihren langen Zotteln, die sie vor dem in dieser Höhe oft beißenden Wind schützen, eher ungepflegten Höhlenmenschen im Mammutfellmantel gleichen.

Wilhelm gibt seinen Begleitern ein Handzeichen, weiter entfernt zu rasten und schleicht sich näher an die Affengruppe heran, indem er sich wie sie zwischen die Grasbüschel auf den Boden hockt. Sie scheinbar nicht beachtend rupft er ebenfalls an den Pflanzenhalmen und kommt so allmählich immer mehr in ihre Mitte, ohne dass sie vor ihm fliehen oder ihn attackieren. In dieser Position verbringt er um die drei Stunden mit seinem Stift in der Hand und einem Zeichenblock auf den Knien und die Füße drohen ihm einzuschlafen. Doch er kann sich nicht sattsehen an ihrem Treiben und wünschte, Eduard Zander mit seiner famosen Fähigkeit, Zeichnungen wie eingefrorene echte Momente zu erstellen, wäre jetzt bei ihm, um diese Eindrücke besser als er auf dem Papier festzuhalten. Er wird ihm schreiben, wenn er wieder in Adua ist, und dem Karl auch endlich. Sein Bruder ist inzwischen sicherlich ungehalten über sein langes Schweigen. Aber es gibt so viel zu sehen und zu tun in diesem Land – und die Tage sind in der Nähe des Äquators kürzer als in der Heimat, wenn er sie nach den Sonnenstunden berechnet. Öllampen-Licht ist nun einmal nicht immer für seine Arbeit ausreichend und nach dem Katalogisieren fällt er gewöhnlich wie ein Stein ins Bett.

Mit großem Geschrei erobern ein paar Paviane einen Platz auf dem einzigen Baum weit und breit, der sich über die kurzgepflückte Grasfläche erhebt. Ihre Laute klingen wie eine Mischung aus Blöken und Bellen, wenn sie miteinander streiten, sich jagen oder kopulieren. Einer macht sich einen Spaß daraus und lässt sich wie ein Sack von einem Ast fallen und Wilhelm fürchtet schon, dass der Affe verletzt sein könnte, so hart, wie er aufschlägt. Doch der springt davon, als wäre nichts geschehen und wendet sodann wie andere seines Rudels große Steine, um die darunter lebenden fetten Käferlarven mit äußerstem Wohlbehagen zu verspeisen.

Inzwischen hat sich der Nebel in den Tälern aufgelöst und nur etwas Dunst von der steigenden Wärme trübt die Sicht in weite Ferne. Wilhelm erhebt sich mit knackenden Gelenken aus seiner Beobachterposition und geht die ersten Schritte noch recht steif vom langen unbeweglichen Sitzen Richtung Rastplatz.

„Ziehen wir weiter?“, ruft sein Diener Tafari ihm zu, als er seinen Hakim näherkommen sieht.

„Aw – ja“, antwortet Wilhelm. „Wir brauchen frische Lebensmittel und müssen deshalb bald eine Stadt erreichen.“

„Gondar ist nicht mehr weit“, versichert der junge Abessinier dem Doktor aus Deutschland, wobei Wilhelm nicht weiß, was für einen solchen Hochlandburschen nah oder fern bedeutet.

„Wann sind wir in Gondar?“, will er darum jetzt genau wissen. „Morgen?“

„Sost“, sagt Tafari mit drei erhobenen Fingern, nachdem er mit seiner berühmtesten Ausführlichkeit lange um den heißen Brei herum geredet hat, und belädt dann das Maultier mit einem der Proviantssäcke. Bei einem Blick auf die beiden Sicherheitsbegleiter nicken auch diese Wilhelm nur ein „Sost“ zu, ohne ihre Vorbereitungen zur Weiterreise zu unterbrechen.



Nach drei Tagen wandert die Gruppe über eine flache, leicht nach Süden und Westen geneigte Ebene, welche hier und da von Bächen durchfurcht ist, an denen sich lichte Baumgruppen entlangziehen. Die Bäche stürzen zur Linken in Kaskaden in eine tiefe Schlucht mit dichtem Buschwerk und Baumschlag auf deren Grund sich ein kleiner Hügel mit einer Kirche in einem Ölbaumhain befindet. Am Rande der Schlucht spielen Hunderte der zotteligen Paviane, die sich laut bellend zurückziehen, sobald sie sich durch die Nähe der Menschen bedroht fühlen.

Ein steiniger Pfad führt Wilhelms Expeditionsgruppe erneut in die Höhe und später zwischen rotem, vulkanischem Tuffgestein von Hügel zu Hügel abwärts. Im Tal braust ein wildes Gewässer, das Tafari als „Magetsch“ benennt, und die unwirtlichen Steilhänge bewohnt der heidnische Volksstamm der Gamanten, die an ihrem hohen Wuchs erkennbar sind, wenn sie zwischen ihren Viehherden gehen oder auf ihren kleinen Feldern arbeiten. Von einem Bergvorsprung aus hat Wilhelm den ersten freien Blick bis zum Horizont auf das vor ihnen liegende Land und den Tsana-See, und Tafari betont mit einer weitausholenden Geste nur ein einziges Wort zur Erklärung ihrer Ankunft: „Gondar!“

Außer weitläufigen Anlagen einer Burg mit vielen Zinnen und Türmen in einem grandiosen Park sieht Wilhelm von ihrem Standort aus jedoch recht wenig, das mit einer Stadt zu vergleichen wäre.

„Der Gemp des Kaisers von Abessinien!“, erklärt ihm sein Diener, der seinen Augen gefolgt ist.

Wilhelm nimmt sein kleines Fernrohr aus der Satteltasche seines Pferdes und sieht erwartungsvoll hinab in die Ebene. Enttäuscht, weil er keine größere Wohnansiedlung ausmachen kann, die für ihn Kern einer Stadt ist, steckt er es bald wieder wortlos zurück. Er hofft, dass Tafari ihn wenigstens zu einem gut bestückten Marktflecken führt, wo er den Proviant auffüllen kann. Mittlerweile ist die abendliche Kost von über dem Feuer geröstetem Fleisch, das ihm über den Tag mit viel Glück vor die Flinte läuft, und gekochten Hülsenfrüchten ohne Brot und frischem Gemüse nämlich etwas einseitig geworden. Er vermisst seine geliebten Kartoffeln, die er hier in Afrika ohnehin nicht finden wird. Aber auch der König der Könige von Abessinien muss bei Kräften bleiben und will schmackhaft essen, denkt sich Wilhelm und bemüht sich um Zuversicht. Immerhin sind es bereits wieder sieben Tage, die sie unterwegs sind.

„Gondar hat den größten Markt Abessiens“, versichert ihm Tafari jetzt wieder eingebettet in viele Worte und Lobreden auf diesen Landstrich, „denn alle Karawanen Afrikas treffen hier zusammen!“

Nach einem harten Marsch von drei Stunden, an dessen Ende sie in Zickzacklinien den steilen Felsabhang hinabsteigen, was mit Pferden und Gepäck noch schwieriger ist, gelangen sie an das Ufer des Magetsch. Glücklicherweise haben die Portugiesen hier vor mehreren hundert Jahren eine solide, dreibogige Steinbrücke über das enge Tal gebaut, die noch sehr gut erhalten ist. Denn der mittlere und weitere Bogen ist wohl um die 30 Fuß hoch über dem Tal und seine Pfeiler ruhen auf mächtigen, kahlen Felswänden. Also wäre es ohne Brücke hier absolut unmöglich, die andere Talseite zu erreichen.

Eine weitere Stunde brauchen sie für eine Wegstrecke über einen von scharfkantigen, vulkanischen Steinen bedeckten Felsvorsprung, bis sie endlich ein liebliches, mit Weiden bewachsenes Tal betreten. An einem klaren Bächlein lässt Wilhelm Rast einlegen, der sie nach den ganzen Beschwerissen dringend bedürfen. Tafari bereitet über einem Feuer ein Gericht aus roten Linsen zu. Leider haben sie dazu kein Injera mehr. Das weiche gesäuerte Fladenbrot, welches aus Teff-Mehl – einer Süßgrasart, die nur in Abessinien wächst – zubereitet wird, mundet Wilhelm sehr und sättigt als zusätzliche Beilage noch besser. Doch den Männern ist es gleichgültig, was ihnen den Magen füllt. Die warme Mahlzeit tut Not und sie essen hastig und beinahe schweigend, während die von ihren Lasten befreiten Maultiere ebenfalls friedlich grasen.

Nach dem kargen Mahl entledigt Wilhelm sich seiner festen Wanderstiefel und Wollsocken und hängt seine Füße in den kühlen Bach, wobei er sich zurück ins Gras legt, seinen Kopf auf seine verschränkten Arme bettet und seine Augen in den wolkenlosen blauen Himmel richtet. Seine beiden Leibwächter ruhen ebenfalls etwas entfernter von ihm im Schatten der Weiden, kauen Kat-Blätter, lachen und unterhalten sich leise. Erst kürzlich hatten die Männer ihm von diesen hellgrünen bis rötlichen Blättern des Kat-Strauches angeboten und er konnte nach längerem Kauen die euphorisierende Wirkung dieser Droge auch bei sich selbst wahrnehmen, die außerdem das Hungergefühl nimmt und stärker wird, je länger man auf den Blättern kaut. Wegen der angebrochenen Fastenzeit bereitet Tafari jetzt nämlich noch nicht einmal mehr Fleisch zu... Er sollte seinem selten fröhlichen Bruder von dem Kat schicken, lächelt Wilhelm in sich hinein, schließt seine Augen und gibt dem Gefühl eines wachsenden Heimwehs nach, das Bilder von Zuhause in ihm aufsteigen lässt, um besonders seine schönen Erinnerungen noch mehr auszukosten. Aber bald drängen andere Gefühle in den Vordergrund, die Traurigkeit und Sehnsucht in seinem Herzen verursachen, und er zieht seine Füße aus dem Wasser und rollt sich auf die Seite.

Tafari reinigt weiter unten am Wasserlauf das Koch- und Speisegeschirr und das Klappern der Aluminiumteller und -töpfe verbindet sich mit dem alten Schmerz der Verlassenheit in seiner Kinderzeit, als er bei seinem Lehrmeister in Lauf lebte und arbeitete, während sein Bruder Karl weiter bei der Mutter in Mannheim bleiben durfte. Eine Träne rinnt Wilhelm über die Wange, nachdem ihm seine Gedanken das Gesicht seiner unehelichen kleinen Tochter Elise zeigen, der Frucht einer Nacht verbotener Lust mit einem liederlichen Weibsstück. Es tut ihm so leid, dass er das Mädchen nicht aufwachsen sehen kann. Doch es lässt sich nicht ändern, denn es ist ihm unmöglich, mit ihrer Mutter zu leben – genauso unmöglich, wie Elise alleine zu sich zu nehmen. Er würde sich nicht um sie kümmern können, weil ihm die Mittel fehlen und das Kind auf seine Reisen mitzunehmen, wäre unverantwortlich. – Vielleicht später, wenn ich mit meinen Forschungsergebnissen und Mitbringenseln aus Afrika den Großherzog beeindruckt habe wie Humboldt den preußischen König. Dann werde ich eine Familie gründen und sie zu mir holen, beruhigt Wilhelm sein Gewissen und sinkt in den Schlaf.

Kapitel II

Frühling 1838

Die Stadt Gondar erstreckt sich über einen südlichen Hang des hohen Wogara-Gebirgsrückens, wie die Abessinier diese Berge von Basaltgestein nennen, und Wilhelm muss zugeben, dass diese sogenannte Stadt ihren Reiz hat, auch wenn sie nicht der gewohnten Sichtweise eines Europäers entspricht. Denn sie wird aus vielen weitläufigen, oft kaum zusammenhängenden Quartieren gebildet, die durch kahle Schutthügel und öde Plätze voneinander getrennt sind. Ganz gleich, von welcher Seite man sich Gondar nähert, fallen aber die vielen hohen Warten und Türme, Zinnen und Mauern des Herrscherpalastes auf, die im mittelalterlich-portugiesischen Stil erbaut wurden. Einzelne Kirchen mit großen konischen Dächern unter malerischen Baumgruppen und die frische Alpenluft machen Wilhelm im ersten Moment glauben, dass er noch immer nicht im tropischen Innern Afrikas angekommen sei. Über üppigen Wiesengrund und zwischen schmalblättrigen Weidenbäumen mit überhängender Krone rauschen klare Gebirgsbäche zu Tal und schlängeln sich über die Dembea-Hochebene zum Tsana-See hin. Dessen unübersehbare, silbrig glänzende Wasserfläche breitet sich in einem weiten, von Hügelland und hohem Gebirge eingefassten Becken aus. Turteltauben gurren zwischen den Zinnen der Mauern und den Dohlen ähnliche, ganz blau schillernde Glanzstare fliegen in Scharen pfeifend und schwatzend über die Kreuze auf den spitzen Kirchturmdächern hinweg.

Innerhalb der Mauern und Wehrtürme, von Gärten und Kiosken umgeben, liegt der Gemp, wie der Palast des höchsten Königs, des Kaisers, des Königs der Könige von Abessinien in der hiesigen, weitverbreiteten Landessprache Amharisch genannt wird. Neben den mit Stroh gedeckten Häusern der Stadt muss dieses Schloss durch seine massive Bauart, seine vielen Türme, seine hohen Bogenfenster, Tore und weiten Höfe einen wahrhaft großartigen Eindruck auf ankommende Reisende machen, denkt sich Wilhelm. Mit gefesseltem Blick auf die Stadt steht er lange Zeit am Wegesrand, während Kamele, Karren, beladene Esel und Maultiere sowie unzählige schwatzende, schreiende oder schweigende Menschen verschiedener Volksstämme und

auch seine eigenen Begleiter und Lasttiere an ihm vorbei den Häusern und Plätzen Gondars zustreben. Tafari ruft und winkt ihm inzwischen ungeduldig, denn sie konnten auf der Handelsstraße nicht einfach wie Wilhelm halten und auf ihn warten. Der Verkehrsstrom, dem zu widerstehen den Unmut aller Reisenden auf sie gezogen hätte, trieb sie weiter und Wilhelm eilt nun seiner Expeditionskarawane hinterher.

Nach einer weiteren Wegstrecke von etwa zwanzig Minuten zweigen sie von der Straße in die Parkanlagen des Gemp ab und die beiden Soldaten König Ubyés geleiten Wilhelm in den Palast des Kaisers, um eine Botschaft ihres Fürsten für den Negus Atse Sahala Dinguil, den König der Könige, zu hinterbringen und Dr. Schimper, den Gelehrten aus dem fernen Franken, dem Kaiser als Ubyés Gast vorzustellen.

Das Zeremoniell des Empfangs ist ähnlich dem, welches Wilhelm beim König in Adua erlebt hat. Dennoch fühlt er sich währenddessen im prächtigen Thronsaal von Gondar recht unwohl. Allerdings liegt dies weniger an der Person des Negus, denn Kaiser Atse Sahala Dinguil scheint ein gütiger Herrscher zu sein, was Wilhelm aber nicht durch einen Blick in seine Augen und sein Gesicht feststellen kann, da ihm dies durch einen Vorhang, hinter dem der König der Könige auf seiner Alga – einem Bettgestell, das einem Divan ähnelt – sitzt, verwehrt ist. Durch das feine Gewebe spürt Wilhelm die Augen des Kaisers auf sich ruhen, wenn dieser versucht, den Hakim aus dem fernen Europa näher kennenzulernen, indem er mehr als nur die üblichen Fragen nach dem Woher und Wohin, den familiären Verhältnissen seines Gastes sowie den politischen und religiösen Bedingungen seines Herkunftslandes durch seinen Bediensteten mit dem Titel des Afa Negus stellen lässt. Die Stimme des Negus selbst klingt ruhig und milde, wenn er seinem Sprecher leise Anweisungen gibt. Umso leichter fassen darum wohl auch Höflinge und Regierungsbeamte unter dem Schutz des Negus Fuß, deren Anliegen weniger das Wohl des Volkes als das des eigenen Geldbeutels und Ansehens ist, so wie Wilhelm dies bei Ras Ali, dem Verwalter und Befehlsvollstrecker des Kaisers vermutet. Der Mann, der ihm gegenüber zur Seite des Kaisers neben dem Throndivan auf dem orientalischen Teppich sitzt, mag zwar statt eines prunkvoll bestickten Ornats nur die dezente weiße Landestracht mit Schama tragen und seinem Kaiser mit devoter Gestik die arabischen Worte des blonden und blauäugigen Ferenji ins Amharische übersetzen, doch seine Haltung ist stolz wie die eines Herrschers und seine mandelförmigen Augen beobachten Wilhelm verschlagen. Nur zu gerne würde Wilhelm die Landessprache besser beherrschen, um auf die Dienste Ras Alis verzichten und näher auf die Fragen des Kaisers eingehen zu können.

„Es scheinen sehr viele unterschiedliche Volksstämme Abessinien zu bewohnen, über die Ihre Majestät herrschen“, bemerkt Wilhelm, als der Negus ihn nach seinen Erfahrungen auf der Reise befragen lässt, und er hofft, damit kein heikles Thema angeschnitten zu haben, da er weiß, dass der Majordomus Ras Ali unter dem größten Teil der Bevölkerung schon alleine deshalb keinen guten Ruf hat, weil er eine rege Verbindung zu den muslimischen Galla-Stämmen pflegt.

„Eigentlich nennen Wir Unser Land Äthiopien“, lässt ihm der Kaiser durch seinen Afa Negus – des Königs Mund – erklären und freut sich offenkundig, wie an seiner Gestik, die durch den Vorhang aus zartem Flor erkennbar ist, über Wilhelms Interesse, „aber der Name verwandelte sich mit der Zeit in Habesch, Habysinien und jetzt Abessinien, was nichts anderes bedeutet als Land der Vermischung.“

„Es ist sicherlich nicht einfach, so viele Völker zu leiten, die aufgrund ihrer verschiedenen Kulturen auch unterschiedliche Ansichten haben werden“, versucht Wilhelm die Unterhaltung auf einem oberflächlichen Niveau zu halten, um sich nicht in irgendwelchen Verfänglichkeiten zu verstricken.

„Dafür haben Wir Unsere Fürsten, die in ihren Reichen für Ruhe, Ordnung und allgemeines Wohl sorgen. Und für deren Belange und Unsere Rechte und Ansprüche ist Ras Ali zuständig, der dieses Amt zu Unserer vollsten Zufriedenheit ausführt“, sagt des Kaisers Mund mit einem unverbindlich höflichen Lächeln. Ernster werdend fügt der Afa Negus sodann an, wobei Wilhelm den prüfenden Blick Atse Sahala Dinguils auf sich fühlen kann: „Einzig die Engländer bereiten Uns große Schwierigkeiten, weil sie Uns untereinander zu entzweien versuchen. Von Senafe aus bemühen sie sich, immer mehr Fuß in Unserem Land zu fassen. Und die übrigen Europäer, die seither Abessinien bereisen, unterstützen sie meistens darin.“

Wilhelms Magen krampft sich vor Schreck über diese unerwartete Wendung des Gesprächs zusammen. Ob man ihm nun die Weiterreise verbieten und somit die Erfüllung seines Forschungsauftrages vereiteln wird, weil er kein Afrikaner ist? Oder ob er gerade Gefahr läuft, noch Schlimmeres zu erleben, weil man ihm weder traut noch glaubt?

„Gerne würde ich Ihrer Majestät meine Arbeit als Naturforscher nahebringen und Euch meine Pflanzenproben vorführen, die ich auf meiner Reise von Adua bis hierher gesammelt und konserviert habe.“

„Und dazu wurden Sie von Ihrem Großfürsten beauftragt?“, hakt nun der Ras Ali nach, der ihn mit zusammengekniffenen Augen fixiert hat. Des Kaisers Mund schweigt indes mit ausdrucksloser Miene.

„Auch wenn mich mein Großfürst mit meiner Forschungsreise nach Afrika beauftragt hat, so erforsche ich einzig die wunderschöne Natur Ihres Landes.“

„Und die Engländer werden Sie danach nicht um Karten für deren Forschungen oder sonstige Informationen über unsere Städte und Flüsse bitten?“, bohrt Ras Ali mit scharfer Stimme weiter.

„Nicht, dass ich wüsste!“, versichert Wilhelm und setzt hinzu, um die Bedenken gegen ihn abzumildern: „Ich trage mich mit der Absicht, nach Beendigung meiner Expedition über Mocca und Bagdad in meine Heimat zurückzukehren, und nicht über Ägypten.“

„Wohin soll Sie denn Ihre Expedition noch führen?“, forschert der Major-domus des Kaisers misstrauisch weiter und Wilhelm, der den Kaiser seiner Loyalität als sein Gast versichern will, wendet sich mit seiner Antwort und seinen Erklärungen über seine Reisepläne wieder an den Negus, ohne jedoch Ras Ali zu ignorieren. Inzwischen vermutet er nämlich, dass er den Ras ebenso, wenn nicht noch mehr hoffieren muss, um nötigen Geleitschutz und Reisefreiheit zu erhalten. Er denkt sich, dass nur Offenheit ihm weiterhelfen und überzeugend sein kann, was ihm am Ende mit der richtigen Dosis an Schmeichelei und Geschenken schließlich auch einigermaßen zu gelingen scheint.

„Schon seit Menelik, dem Sohn von Salomo und der Königin von Saba, die wir auch Makeda nennen, wird dieses Land von den direkten Nachfahren König Salomos regiert. Und dies wird auch so bleiben, daran können selbst die Engländer nichts ändern!“, lächelt der Afa Negus von Atse Sahala Dinguil gegen Ende der Audienz wieder. Nachdem sie genügend Tej miteinander getrunken haben, spricht auch der Kaiser selbst, wenn auch gebrochen, etwas Arabisch gemischt mit Amharisch durch den Vorhang. „Das ist im Kebra Negast, einem uralten Werk der äthiopischen Literatur über die Herrlichkeit der Könige so aufgeschrieben! Denn König Menelik hat allen Fürsten des Reiches den Eid abgenommen, dass nie ein anderer als ein Nachkomme Salomos über Abessinien herrschen solle und auch Wir sind ein direkter Nachfahre Meneliks und somit Salomos und Makedas“, betont der Negus mit erhobenem Zeigefinger und Wilhelm glaubt aus der Bewegung der Silhouette hinter dem Flor einen langen bitteren Seitenblick des Kaisers auf Ras Ali erkennen zu können.

„Hakim, weißt Du, was der Name Menelik bedeutet?“, spricht der Kaiser dann wieder selbst und nach den Begrüßungsschnäpsen inzwischen eindeutig recht angeheitert. Ohne Wilhelms Antwort abzuwarten, erklärt er gestenreich hinter dem ihn vor bösen Blicken schützenden Vorhang: „Das ist ein altes amharisches Wort und bedeutet: Was wird er wohl schicken? – Was

wird er wohl schicken!“, ruft der Kaiser nun in die Runde seiner Hofbeamten um ihn herum im Thronsaal, und seine Worte klingen dabei beinahe drohend. Dann wendet er sich wieder Wilhelm zu und beugt sich nah an den Vorhang heran, wobei er bedeutungsvoll sagt: „Menelik wird auch Ebna Hakim genannt – das bedeutet Sohn des Weisen. Und Weisheit kann geduldig abwarten...“



Wilhelm ist erleichtert, dass der alte koptische Bischof, der in der Reihe hinter dem Kaiser im Thronsaal stand, Ras Ali zuvorgekommen ist und ihn eingeladen hat, bei ihm zu Hause zu wohnen, so lange sich der Hakim ferrenji in Gondar aufzuhalten gedenkt. Es wäre Wilhelm unmöglich gewesen, Gast dieses unter dem Deckmantel der Kaiser- und Staatstreue handelnden reichen Widersachers des Negus zu sein, während der König der Könige selbst, beraubt jeder Einwirkung auf das Land und gedrückt von materiellem Mangel, eine elende Hütte bewohnt und von einem Almosen ähnlichen Einkommen ihn Höhe von 300 Talern jährlich leben muss, das aus der Marktsteuer der Stadt und einigen Äckern resultiert. Bei Besuchen im Hause des Negus, die er, um Neid und Argwohn zu vermeiden, ebenso häufig und lange Ras Ali abstattet, hat Atse Sahala Dinguil Wilhelm so einiges trotz Bewachung durch eine vom Majordomus bezahlte Dienerschaft vor Augen geführt, das kein gutes Licht auf den sogenannten Verwalter und Befehlsvollstrecker des Kaisers wirft. Wie ist Wilhelm da froh, selbst als ein freier Mann durch die Weltgeschichte reisen und Abenteuer erleben zu können, von denen die Menschen daheim im Deutschen Bund nur zu träumen wagen!

Unten im Tal sieht Wilhelm beim Blick aus dem Fenster des bischöflichen Wohnturms jetzt zum Gemp hin einen Weißstorch majestätisch durch das grüne Gras am Uferrand des Flusses schreiten. Dann verharrt der große Vogel plötzlich mit einem angezogenen Bein mitten im Schritt und beobachtet irgendetwas im Gras. Warum dieses Exemplar von *Ciconia ciconia* einsam hier in seiner Heimat zurückgeblieben ist, während sich seine Artgenossen wieder in ihre zehntausend Kilometer entfernten Brutgebiete im Norden aufgemacht haben, gibt Wilhelm ein Rätsel auf. Vielleicht, weil er sich daheim am wohlsten fühlt oder er ist einfach zu faul, denkt Wilhelm und lächelt in sich hinein, wobei er an seinen Bruder Karl denkt, dem immer neue Ausreden einfallen, warum er keines seiner Bücher mit den Resultaten seiner Forschungen beendet und diese darum der Wissenschaft vorenthält. – Möglicherweise ist die Heimat der Störche aber da zu sehen, wo sie zusammen mit ihrem Partner in Zweisamkeit leben und ihre Nester bauen, und dieser Einsame unten am Fluss ist ein Einzelgänger, ein Reisender wie er selbst, kommt es Wilhelm in den Sinn. Ein Reisender, der sich von Seinesgleichen

getrennt hat, weil er sich zuhause fühlt, wo für andere die Fremde ist – oder der keine Heimat mehr hat, oder noch nicht gefunden hat, weil Heimat nicht an ein Stück Erde gebunden ist, sondern an Gefährten, Freude und liebende Familie. – Wilhelm wendet sich von dem kleinen Fenster des runden Turmzimmers ab und geht über den von rohen Steinplatten und mit zierlichen Rohrmatten bedeckten Boden wieder hinüber zu seinem Bett, das gegenüber der Türe auf einem Podest steht. Unschlüssig, was er heute unternehmen soll, legt er sich erneut auf die von einem Baumwolltuch bedeckte Bettstatt, welche unter dem sauberen Betttuch mit einem Teppich und Fellen angenehm gepolstert ist.

Wie wäre es schön, jetzt eine von diesen zartgliedrigen Frauen mit ihren tief blickenden, melancholischen Augen und ihrer samtig glänzenden, braunen Haut zu sich auf die Schaffelle ziehen zu können!, wünscht er sich und seine Gedanken driften hinfort zu einer in seiner Fantasie entstehenden Szene, wobei er seinen Blick zur Zimmerdecke mit den hölzernen Verstrebungen des Daches über ihm gerichtet hält. Aus den kleinen Kammern rechts und links des Empfangsraumes, den der Hausherr samt seinem Bett an seinen Gast abgetreten hat, dringen weiterhin leise Schnarchgeräusche, sodass Wilhelm sich gewiss fühlt, noch eine Weile ungestört bleiben zu können. Er schließt seine Augen. Mit dem Fantasiebildnis einer schönen Frau im Kopf reibt er sein erigiertes Geschlecht bis sich die Spannung durch einen befreiten Samenerguss in sein Schnupftuch löst.

Einige Minuten später verlässt er dann wieder erleichtert seine Ruhestatt, um in eine Röhre im Boden der Zimmerecke zu urinieren und sich Hände und Genitalbereich in einer Schüssel mit dem für die Morgenwäsche bereitstehenden Wasser zu reinigen. Seine Kleider und Waffen hat er am Abend ordentlich an die Wandhaken aus Ochsenhörnern gehängt, wo auch das Sattelzeug des Hausherrn aufbewahrt wird. Beim Ankleiden schweift sein Blick über die rohen aus unbehauenen Stein gemauerten Wände. In kleinen Wandnischen stapeln sich wenige Gefäße und Trinkhörner, ansonsten ist hier nichts für die häusliche Bequemlichkeit vorhanden – vor allem nichts Essbares.

Wilhelms Magen knurrt und er beschließt zur Küche zu gehen, die sich zusammen mit den Wohnungen für die Dienerschaft in den Nebengebäuden im mit Dornenhecken eingefriedeten Hof befindet. Die Fastenzeit, die hier zwei Monate vor Ostern beginnt und während der weder Fleisch, noch Milch- oder Eierprodukte zubereitet werden, setzt ihm inzwischen schon ordentlich zu, denn die magere Kost verschafft ihm einfach kein langanhaltendes Sättigungsgefühl mehr. Sechs Wochen fasten für Gott und zwei Wochen für den Kaiser, zählt Wilhelm die noch verbleibenden Tage des Verzichts

nach, während er nach draußen auf die Veranda rund um das Wohnzimmer tritt, die durch das weit vorspringende konische Dach noch im Schatten liegt. Wenn sein Volk zwei Wochen für ihn fastet, hat der Kaiser mit seinen mageren Einnahmen nichts davon, im Gegenteil dürften seine Erträge aus der Buttersteuer noch zurückgehen, sinniert Wilhelm über den Nutzen dieser Tradition und steigt die steinerne Treppe an der Außenwand hinab.

Er wirft einen Blick in das unbewohnte untere Stockwerk des Hauses, das als feuerfestes Magazin genutzt wird und in dem jetzt seine Expeditionsausrüstung lagert. Einen Moment lang überlegt er, ob er in seinen Vorräten noch etwas für seinen Appetit auf Fleisch finden könnte. Wendet sich dann aber resigniert ab und schließt die Tür zum Magazin wieder. Er wird definitiv erst wieder weiterreisen, wenn die Fastenzeit vorüber ist und er seinen Proviant auf dem Markt anständig mit Trockenfleisch, Dauerwurst, Käse und Butter aufgebessert hat, so sein fester Entschluss.

Die Vögel zwitschern in der Krone der hohen, knorrigen Maulbeer-Feige. Pfahlrohr-Gebüsche und Weinreben grenzen die kleineren Gärtchen zwischen den Hütten im Hofraum ab, in denen Zitronen, Pfirsich-, Granat- und Mandelbäume gedeihen und die das Küchengebäude malerisch überragen. Vom Hunger getrieben betritt Wilhelm diese Hütte in der Hoffnung, dort fündig zu werden. Der Duft von frisch gebackenen Brotfladen und köchelnden Pfefferschoten strömt ihm neben der Hitze des Herdfeuers entgegen. Mägde rühren in Kesseln und ein Diener des Hausherrn bereitet gerade frischen Tej zu, was Wilhelm interessiert verfolgt, wobei er Stück für Stück ein Teff-Brot verspeist. Während der Mann einen Teil Honig mit zehn Teilen Wasser mischt und in ein Tongefäß füllt, erklärt er dem Hakim gestenreich, dass das Getränk nun acht Tage lang darin gären müsse. Dabei sammle sich Schaum und Wachs auf der Oberfläche, was täglich sorgfältig entfernt würde. Erst danach füge er Rinde und Wurzel des Dado-Strauches, eines Kreuzdorn-Gewächses wie Wilhelm weiß, hinzu. Dies verleihe dem Tej seinen eigentümlich bitteren Geschmack.

„Wenn der Tej dann klar und von hellgelber Farbe ist, ist er reif und sollte nur noch etwas moussieren“, beendet der Diener seine eifrigen Erläuterungen, denen Wilhelm nur schwer folgen konnte, und reicht ihm einen Becher Tej aus einem anderen Tontopf.

Eine starke Zunahme von Betriebsamkeit im Haupthaus deutet für Wilhelm darauf hin, dass der alte koptische Bischof nun erwacht sein muss und bald nach dem Frühstück verlangen wird, weshalb er wieder am Wohnturm die Treppe nach oben nimmt, um in den Empfangsraum zurückzukehren. Der Bischof begrüßt Wilhelm aufgeräumt fröhlich, was auf eine gute Nacht des Geistlichen schließen lässt, und nach dem Austausch der gewohnt höf-